Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus

Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege

Band: 84 (1990)

Heft: 12

Vereinsnachrichten: Aus unseren Vereinigungen : wie weiter mit dem Sozialismus? - Ferienkurs 1990 der Religiös-sozialistischen Vereinigung

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wie weiter mit dem Sozialismus? – Ferienkurs 1990 der Religiössozialistischen Vereinigung

«Wir müssen jene Volkstümlichkeit erstreben, die ein Merkmal des Reiches Gottes ist. Unsere Sache muss in Wort und Tat die schlichteste, menschlichste Form annehmen. Sie muss ‹Evangelisation› im höchsten Sinne werden. Wir müssen auf dem Marktplatz reden lernen. Das Lied muss aus unserer Mitte aufbrechen; die Nachfolge Christi in ‹guten Werken› deutlich werden, dass die Menschen darob ‹den Vater im Himmel preisen›.» Der jüngste Ferienkurs der Religiössozialistischen Vereinigung der Deutschschweiz hat mich an diese visionäre Forderung von Leonhard Ragaz[1] erinnert. Dass sie in unserer Vereinigung weiterlebt, ist vor allem der älteren Generation zu verdanken, die unter den Teilnehmerinnen und Teilnehmern die grosse Mehrheit bildete. Geist vom Geist der gemeinsamen Sache durften wir auch in der Spiritualität der Quäker entdecken, die den Ort unseres Kurses, das «Jochgruppenhaus» in Lützelflüh, prägte. *Susanne Schuppli-Kägi* und *Hans Schuppli* verstanden es, das Gemeinsame der beiden Bewegungen hervorzuheben, dieses Gemeinsame mit uns zu leben, zu feiern und in der Stille zu meditieren. Die Woche vom 7. bis 13. Oktober 1990 war nicht nur eine Zeit der geistigen Auseinandersetzung mit dem Tagungsthema «Wie weiter mit dem Sozialismus?», sondern auch eine Zeit des Teilens und des Mitteilens, des Teilnehmens und des Teilhabens an dem, was jede und jeder von uns an Erfahrung und Erkenntnis mitbrachten und einbrachten. 25 hatten sich angemeldet, an den einzelnen Gesprächen aber waren regelmässig um die 30 Personen zugegen.

Den äusseren Ablauf bestimmte die Begegnung mit Vertreterinnen und Vertretern wichtiger Positionen zum Thema des Ferienkurses. Unsere Gäste hielten keine eigentlichen Referate, sondern standen der Befragung durch je eine Arbeitsgruppe zur Verfügung. Der Vorbereitung dienten Texte, die zumeist in den Neuen Wegen veröffentlicht worden waren. Dank dieser Methode ist es gelungen, die Teilnehmenden von Anfang an aktiv in Aufbau und Thematik des Ferienkurses einzubeziehen. Alle schöpften zudem aus der erstaunlichen Vielfalt ihrer Biographien – die auszutauschen zwei Abende in Anspruch nahm. Die Organisatorinnen und Organisatoren hatten gute Vorarbeit geleistet, so dass sie den Tagungsablauf auch inhaltlich seiner kreativen Eigendynamik überlassen konnten. Ein herzlicher Dank für diese Mitarbeit geht an *Irène Häberle, Beate Wille, Hansheiri Zürrer* und *Ferdinand Troxler*. Ferdi Troxler hat darüber hinaus von sämtlichen «Interviews» eine Nachschrift ab Tonband hergestellt, die ich für diesen Bericht auswerten durfte.

Irène Häberle/Beate Wille: «Almosen statt Gerechtigkeit»?

Den Anfang machten Irène Häberle und Beate Wille mit Erfahrungsberichten, die sie mit «Almosen statt Gerechtigkeit» überschrieben. Irène Häberle, Pensionskassenexpertin und ehemalige Geschäftsführerin des Aktionskomitees für das Jahr des Behinderten 1981, ist seit ihrer Kindheit an den Rollstuhl gebunden. Immer wieder wird ihr deswegen – mehr oder weniger diskret – bedeutet, welches ihr «Platz in der Gesellschaft» sei. Es begann schon damit, dass sie als junges Mädchen gegen den Staat prozessieren musste, um überhaupt zur Schule zugelassen zu werden. Später setzte sie ihren Kampf fort, um studieren zu «dürfen» – und doktorierte in Versicherungsmathematik. Das Fazit dieses Berichts: Der Bezug von Unterstützungsleistungen, die nicht rechtsverbindlich festgeschrieben sind, ist stets mit *Bevormundung* verbunden. Diese strukturelle Ungerechtigkeit wird gezüchtet durch sog. wohltätige Institutionen, deren Sammeltätigkeit fragwürdig, wenn nicht schädlich ist. Wer Almosen erhält, hat die «Pflicht, zufrieden und dankbar zu sein». Gewiss habe die Invalidenversicherung viel zur Überwindung dieser strukturellen Ungerechtigkeit beigetragen, aber noch könne niemand von der IV allein leben. Behinderte müssten arbeiten, soweit sie könnten, und würden damit dem Leistungswettbewerb ausgeliefert.

Beate Wille, die Theologie studiert hat und heute u.a. die Administration der Neuen Wege führt, berichtete über ihre Erfahrungen als «Nicknegerlein im Pestalozzidorf». Als Kind armutsbetroffener Eltern in Hamburg kam sie mit neun Jahren nach Trogen, wo sie von 1960 bis 1971 in einer «Familiengruppe» von 18 Kindern mit einem zwangsläufig überforderten Elternehepaar lebte. Die Mittelstandseltern liessen «ihre» Unterschichtskinder die sozialen Unterschiede bis in die Qualität von Kleidung, Nahrung und Ausbildung spüren. Der Aufenthalt im Pestalozzidorf berechtigte weder zu einer wirklich freien Berufswahl noch zur Niederlassung in der Schweiz. Die faktisch heimatlos gewordenen Kinder aus verschiedenen Weltgegenden sollten

nach der Berufslehre in ihre Heimatländer zurückkehren und – so die «übersteigerte Erwartung an die Machtlosen» – nunmehr zum friedlichen Zusammenleben der Völker beitragen. Beate Wille konnte sich dieser Auflage entziehen und in der Schweiz eine Arbeit als kaufmännische Angestellte finden. – Vor dem «Ersäufen des Rechts im Mistloch der Gnade» hatte einst derjenige gewarnt, nach dem das Pestalozzidorf benannt ist.

Rosmarie Kurz: «Patriarchat heisst nicht nur Unterdrückung von Frauen»

Rosmarie Kurz, unser erster Gast, wurde zum feministischen Ansatz in ihrer Friedensarbeit befragt.[2] Seit 18 Jahren arbeitet sie für den Christlichen Friedensdienst. Die Leserinnen und Leser der Neuen Wege kennen sie ausserdem als Mitglied unserer Redaktionskommission. Rosmarie Kurz kam über Drittwelt- und Flüchtlingsfragen zum Friedensengagement. Die Kritik am Militarismus führte weiter zur Analyse des Patriarchats und damit zum Feminismus, dieser «kopernikanischen Wende» in den Beziehungen der Geschlechter. Ende der 70er Jahre verstärkte sich unter vielen Frauen das Bewusstsein, dass es in dieser Gesellschaft Gewaltverhältnisse gibt, die ihre Ursache in *patriarchalen Strukturen* haben. Rollendenken und Rollenverhalten wurden hinterfragt. Sie bedeuten in der Tat eine Verarmung für beide Seiten. Der Rolle des männlichen Helden zum Beispiel entspricht die Rolle der Frau als der Schwachen, die «mann» beschützen muss. Es darf auch nicht länger so sein, dass die einen zum Dienen verurteilt sind, weil die andern sich bedienen lassen. Dienen ist zwar wichtig, aber unter dem Vorbehalt der Gegenseitigkeit: dass wir einander dienen. «Patriarchat heisst jedoch nicht einfach Unterdrückung von Frauen, sondern auch Unterdrückung von Männern und Unterdrückung der Natur.» Nur sind Frauen von dieser Unterdrückung besonders betroffen. Sie sind es, die vor allem unter der offenen Gewalt, auch unter privaten Gewaltverhältnissen, am meisten leiden.

Mit Clara Ragaz vertritt Rosmarie Kurz die Ansicht, dass die *Widerstandsbewegung der Frauen* solange zu schwach ist, als diese sich unkritisch in der Welt der Männer einrichten und sich deren Normen und Idealen anpassen, zu Mitläuferinnen und Mittäterinnen werden. «Ohne unsere Mitwirkung wären Krieg oder Militär überhaupt nicht denkbar», meinte unsere Freundin. Feministischer Widerstand artikuliert sich heute vor allem im Zusammenhang mit dem Einbezug der Frauen in die schweizerische Gesamtverteidigung. «Nach Auschwitz, Hiroshima und Nagasaki hätte kein Stein mehr auf dem andern bleiben dürfen. Heute von Friedensarbeit reden, heisst auch, an das erinnern, was damals passiert ist. Im grossen und ganzen herrscht jedoch eine monströse Gleichgültigkeit. Sie ist die grösste Enfremdung, die Menschen widerfahren kann.» Andere, wie zum Beispiel die Bielefelder Frauen, stellen unsere konsumistische Gesellschaft in Frage. Rosmarie Kurz zitierte am Ende ihrer Ausführungen Maria Mies: «Wenn wir es mit unserer Befreiung ernst meinen, müssen wir sie in uns selbst und in unserem Alltag beginnen. Ohne die Befreiung von unserer Konsumsklaverei wird jeder Kampf gegen die ‹Feinde da draussen› und ‹da droben› erfolglos bleiben.»[3]

Arnold Künzli: «Es gibt keinen Sozialismus ohne Sozialisierung der Produktionsmittel»

Religiöser Sozialismus, Arbeiterselbstverwaltung und Bodenpolitik waren die drei Themen des Gesprächs mit Arnold Künzli, der seit seiner Emeritierung als Professor für politische Philosophie an der Universität Basel eine vielseitige publizistische Tätigkeit entfaltet.[4] Gescheitert ist nach Arnold Künzli nicht nur der sog. reale Sozialismus, sondern auch der marxistische Geschichtsdeterminismus. Wenn aber der Sozialismus sich nicht mit historischer Notwendigkeit entwickle, werde seine *ethische oder religiöse Begründung* aktueller und notwendiger denn je. Allerdings müsse sich der Religiöse Sozialismus davor hüten, das Absolute des Reiches Gottes mit politischen Mitteln erzwingen zu wollen. Er würde sonst den Irrtum des realen Sozialismus wiederholen, der meinte, mit Methoden der Repression den «neuen Menschen» schaffen zu können. Der Begriff des «neuen Menschen» sollte ohnehin nicht verwendet, sondern allenfalls durch den des «besseren Menschen» ersetzt werden. – Wir haben Arnold Künzli geantwortet, dass jeglicher Etatismus dem Religiösen Sozialismus fremd sei, zumal dieser das Reich Gottes wesentlich als Tat Gottes,wenn auch unter Mitarbeit des Menschen, begreife. Der Religiöse Sozialismus setze die eigene «Wahrheit» nicht in einem totalitären Sinne absolut, sondern bejahe die Begründungsvielfalt des Sozialismus.

Für Arnold Künzli gibt es «keinen Sozialismus ohne Sozialisierung der Produktionsmittel». Sozialismus sei deshalb nicht mit «Sozialdemokratie» identisch, diese vielmehr in der Praxis eine «bürgerliche Partei» geworden. Der Referent hat vor zehn Jahren selber am neuen Programm der SPS mitgearbeitet, das im ursprünglichen Entwurf die Demokratisierung der Wirtschaft nach dem Prinzip der *Arbeiterselbstverwaltung* vorsah. Arnold Künzli hält am damals skizzierten Modell fest, «heute sogar mehr denn je». Sozialisierung bedeutete nach diesem Modell die Übertragung der Verfügungsgewalt über die Produktionsmittel nicht auf den Staat bzw.

eine Staatspartei, sondern auf die produzierenden Menschen. Diese müssten die wichtigsten unternehmungspolitischen Entscheidungen selber treffen. Die Wirtschaftsdemokratie würde aber nicht nur die politische Demokratie vertiefen, in ihrem heutigen Zustand sogar «redemokratisieren», sondern in dialektischer Umkehrung durch die politische Demokratie auch wieder ergänzt, auf das Gemeinwohl hin orientiert. Am Widerspruch zwischen Selbstverwaltung in der Wirtschaft und kommunistischer Monopolpartei im Staat sei nicht zuletzt das jugoslawische Modell gescheitert. Die weitere Diskussion drehte sich vor allem um die Frage, mit welchen Schritten wir der Wirtschaftsdemokratie näherkommen könnten. Dass ohne die Motivation der Arbeitenden für immer mehr und immer qualifiziertere Formen der Partizipation die schönsten Modelle nichts taugen, ist nach dem Scheitern der Mitbestimmungsinitiative 1976 hinlänglich klar geworden.

Der Bodenpolitik galt der letzte Teil des Gesprächs. Im Boden-(Un)recht tickt eine Zeitbombe von systemsprengender Wirkung. Wenn die Bodenpreise weiter steigen wie in den letzten zehn Jahren, ist der Zusammenbruch grosser Teile unserer Wirtschaft vorprogrammiert. «Pflästerlipolitik» genügt nicht mehr. Arnold Künzli schlägt die Aufteilung des Bodeneigentums in ein Verfügungseigentum der Gemeinden und in ein blosses Nutzungseigentum der einzelnen vor. Wie dieser Grundsatz konkretisiert werden könnte, müsste anhand der verschiedenen bereits bestehenden Modelle eingehender behandelt werden, als dies in der kurzen noch zur Verfügung stehenden Zeit möglich war.

Markus Mattmüller: «Zu Ende gegangen ist nur die stalinistische Entartung der sozialistischen Idee»

Markus Mattmüller, Professor für Zeitgeschichte an der Universität Basel, hatte eigens ein Arbeitspapier zur Frage «Wie weiter mit dem Sozialismus?» verfasst. «Zu Ende gegangen» ist 1989 für unseren Freund nicht der Sozialismus, sondern «nur die stalinistische Entartung der sozialistischen Idee». Darüber dürfte sich freuen, wer – wie die religiösen Sozialistinnen und Sozialisten seit Leonhard Ragaz – für einen *demokratischen, genossenschaftlichen Sozialismus* eintrete. Schon im Oktober 1917 sieht der Historiker den Anfang einer «Fehlentwicklung, die aus einem bunten Spektrum von sozialistischen Richtungen einen stalinistischen Eintopf zu machen drohte». Damals hätten noch «andere Optionen offengestanden als ausgerechnet diejenige Variante des Marxismus, die in einem Land ohne demokratisch-parlamentarische Tradition zur Macht gelangt» sei.

Gegenüber den Apologeten der sog. freien Marktwirtschaft gibt Markus Mattmüller zu bedenken, dass die Menschen nicht nur durch Gewinnaussicht motiviert werden. Mit dem «sozialistischen Programm», das 1919 von religiös-sozialistischen Frauen und Männern erarbeitet wurde, ist er der Meinung, dass eine solidarische Gesellschaft auf der genossenschaftlichen Produktion und Verteilung von Gütern beruhen müsste. Aber auch gegenüber der *sozialdemokratischen Arbeiterbewegung* habe der Kapitalismus keinen Anlass zu triumphieren: «Wie sähe das westliche Europa ohne die Leistung dieser Spielart von Sozialismus aus!»

Über die Einschätzung der Sozialdemokratie waren sich nicht alle einig. «Solange die Sozialdemokratie nicht den Willen hat, die kapitalistischen Eigentumsverhältnisse aufzuheben, ist sie für mich nicht sozialistisch», meldete sich nochmals Arnold Künzli zu Wort. Auch für Markus Mattmüller ist die SP nur dann auf der Höhe ihrer Aufgabe, wenn sie ob der sozialreformerischen Tagespolitik die «sozialistische *Vision* der Zukunft» nicht aus den Augen verliert. Diese Vision enthalte nicht nur die Überwindung von sozialer Not, sondern auch die Aufhebung jeder Fremdbestimmung und Abhängigkeit. Es wäre nach Markus Mattmüller wichtig, dass auch heute wieder religiös-sozialistische Frauen und Männer alternative Modelle entwerfen und sich zu einer «Denkfabrik» zusammenfinden würden.

Milan Opočenský: «Die Hoffnung ist ein methodisches Prinzip für Christinnen und Christen»

Den eindrücklichen Schlusspunkt unter den Ferienkurs setzte Milan Opočenský, Generalsekretär des Reformierten Weltbundes in Genf. Auf die Bitte, aus seinem Leben in der Tschechoslowakei zu erzählen, begann er mit den Worten: «Es freut mich, in einer Gruppe zu sein, wo ich den Sozialismus nicht verteidigen muss.» Am Sozialismus kann unser Freund um so eher festhalten, als er darunter nie das verstanden hat, was in der ehemaligen CSSR daraus gemacht wurde. Er teilte die Kritik seines Lehrers, des berühmten Prager Theologen *Josef L. Hromàdka,* am «real existierenden Sozialismus» und insbesondere auch am Einmarsch der Sowjetunion und ihrer Verbündeten in Prag 1968.

Milan Opočenský gehört bereits zur fünften Pfarrer-Generation in seiner Familie. Die Mutter war die erste Theologin des Landes, der Vater wurde während dem Krieg drei Jahre in Dachau gefangengehalten. Dem Theologiestudium in Prag folgte zuerst eine sechsjährige Tätigkeit als Europa-Sekretär des Christlichen Studentenbundes und 1972 die Habilitation im Fach Sozialethik. Das Ringen um die Frage, ob er von Genf

an die Prager Fakultät zurückkehren sollte, verlangte von ihm einen «Glaubensentscheid». Es folgte eine schwere Zeit. Während fünf Jahren durfte unser Freund nicht mehr ausreisen. 1988 wählte ihn der *Reformierte Weltbund* zu seinem Generalsekretär.

1968 ist für Milan Opočenský der Schlüssel zur «samtenen Revolution» von *1989*. Er lotete aber noch tiefer in die Geschichte, bis zur hussitischen Reformation, um die besonders günstigen Voraussetzungen der Tschechoslowakei für eine «Ehe zwischen der Freiheit und dem Sozialismus» darzulegen. 1968, als 85 Prozent der Bevölkerung sich mit der Politik der KPC einverstanden erklärten, wäre «der Sozialismus noch zu retten gewesen». Das gewaltsame Ende des «Prager Frühlings» war in der Tat ein «Biafra des Geistes» (Louis Aragon). Breschnew demaskierte sein Sozialismusverständnis mit dem Vorwurf an den damaligen Chef der KPC: «Genosse Dubcek, wenn Sie meinen, dass Sie den Sozialismus mit der freiwilligen Zusammenarbeit des Volkes aufbauen können, dann werden Sie in einigen Tagen erledigt sein.» Die «Normalisatoren» zerstörten das Humanistische im Sozialismus, auch den christlich-marxistischen Dialog, der sich in den 60er Jahren auf ein hohes Niveau entwickelt hatte.

Wie geht es weiter mit dem Sozialismus? Milan Opočenský meint: «In der Tschechoslowakei können wir im Moment das Wort ‹Sozialismus› nicht verwenden. Aber die Fragen, die der Sozialismus aufwirft, sind nicht gelöst. In fünf Jahren werden wir wieder mit denselben Problemen konfrontiert sein, die vor hundert Jahren schon die Arbeiterbewegung lösen wollte.» Die Sorge, dass die eine Abhängigkeit, die abgeschüttelt wurde, nur wieder durch eine andere Abhängigkeit ersetzt werden könnte, treibe viele Menschen um. Darum sei es wichtig, den *«Solidaritätsgedanken im Sozialismus»* zu retten. Der ökumenische GFS-Prozess von «Basel bis Seoul» lässt Milan Opočenský hoffen. «Die Hoffnung», sagte er, «ist ein methodisches Prinzip für Christinnen und Christen.»

*

Während die «Interviews» an den Vormittagen stattfanden, waren die Nachmittage Besichtigungen und Wanderungen gewidmet. Dem ehemaligen Pfarrer von Lützelflüh, *Hans Künzi,* verdanken wir eine Führung durch das Gotthelf-Museum, zugleich eine kundige Einführung in die Welt des grossen Emmenthaler Dichters und leidenschaftlichen Kämpfers ums rechte Menschsein. Ein weiterer Höhepunkt war die Einladung unserer Langnauer Freundinnen und Freunde in ihre Freizeitstätte. 1976 hatte *Hans Schilt* dieses Zentrum im alten Jlfis-Schulhaus gegründet und zusammen mit *Otto Affolter* zu einem Treffpunkt für Jung und Alt ausgebaut. In den folgenden Jahren sind hier eine Weberei, eine Schreinerwerkstätte, eine Töpferei, eine Bäckerei und ein Fotolabor entstanden. Heute blickt die ganze Gemeinde voller Stolz auf dieses kleine Stück «Sozialismus im Emmenthal». Ebenso unvergesslich bleiben uns die langen Wanderungen in der Heimat des Jeremias Gotthelf, wo «kein Hügel den andern überragt». Dem «Lied aus unserer Mitte» waren die Abende gewidmet. Dabei begleiteten uns *Bertel Zürrer-Saurenmann* und *Susanne Schuppli-Kägi* mit der Geige und *Annemarie Gossweiler* mit der Flöte. Ein unversieglicher Strom erzählter Geschichte prägte das Zusammensein an diesen Abenden, darunter auch Schupplis' Berichte über Asylsuchende, die im Jochgruppenhaus wenigstens vorübergehend Schutz vor der «Ausschaffung» durch die Fremdenpolizei fanden.

Wie weiter mit dem Sozialismus? Da der Sozialismus ethisch sein wird oder überhaupt nicht sein wird, richtet sich die Frage an uns selbst, an unser Wollen und Sollen. Wie hoch das Ideal des authentischen, von Verzerrungen und Halbheiten befreiten Sozialismus ist, wie hoch das Ideal, das ihn überhaupt erst möglich macht, geht aus der Vision hervor, die am Anfang dieses Berichtes steht und die Ragaz in einer andern Schrift weiterführt: «Es müssen Menschen kommen, die die wahre Liebe in sich tragen und darum von der falschen befreit sind; Menschen, die im weitesten und tiefsten Sinne Gott lieben und darum nicht mehr den Mammon; Menschen, die Gottes Reichtum in der Seele tragen und darum schenken müssen; Menschen, denen es unmöglich ist, von ‹ihren Gütern zu sagen, dass sie ihnen eigen seien›; und dann auch irgendwie Gemeinschaften solcher Menschen, Genossenschaften im höchsten Sinn. Dieser Kommunismus der Liebe wird erst einen Sozialismus möglich machen...»[6]

Willy Spieler

1 In: Weltreich, Religion und Gottesherrschaft, Bd. II, Erlenbach-Zürich 1922, S. 393/4.
2 Ausgehend von den Texten: Zum feministischen Ansatz in der Friedensarbeit, in: NW 1986, S. 253ff.; Lernprozess Frieden, in: NW 1988, S. 261ff.
3 Maria Mies, Die Befreiung vom Konsum. Wege zu einer ökologischen und feministischen Gesellschaft, Bonn 1988, S. 20 (Bezugsadresse: Die Verbraucher Initiative, Breite Str. 51, D-5300 Bonn 1).
4 Ausgehend von den Texten: Kirche und Politik zwischen Emanzipation und Erlösung im Werk Max Geigers, in: NW 1989, S. 38ff.; Zur Philosophie der Selbstverwaltung, in: NW 1980, S. 275ff.; Wohnen – ein Menschenrecht?, in: NW 1990, S. 167ff.
5 Ausgehend von den Texten: Josef L. Hromàdka, in: Neue Wege, 1980, S. 181ff.; Europäische Herausforderung, in: Reformiertes Forum, 6.7.90.
6 Die Erlösung durch die Liebe, Erlenbach-Zürich 1922, S. 35/36.